IN MEMORIAM WOLFGANG G. FISCHER

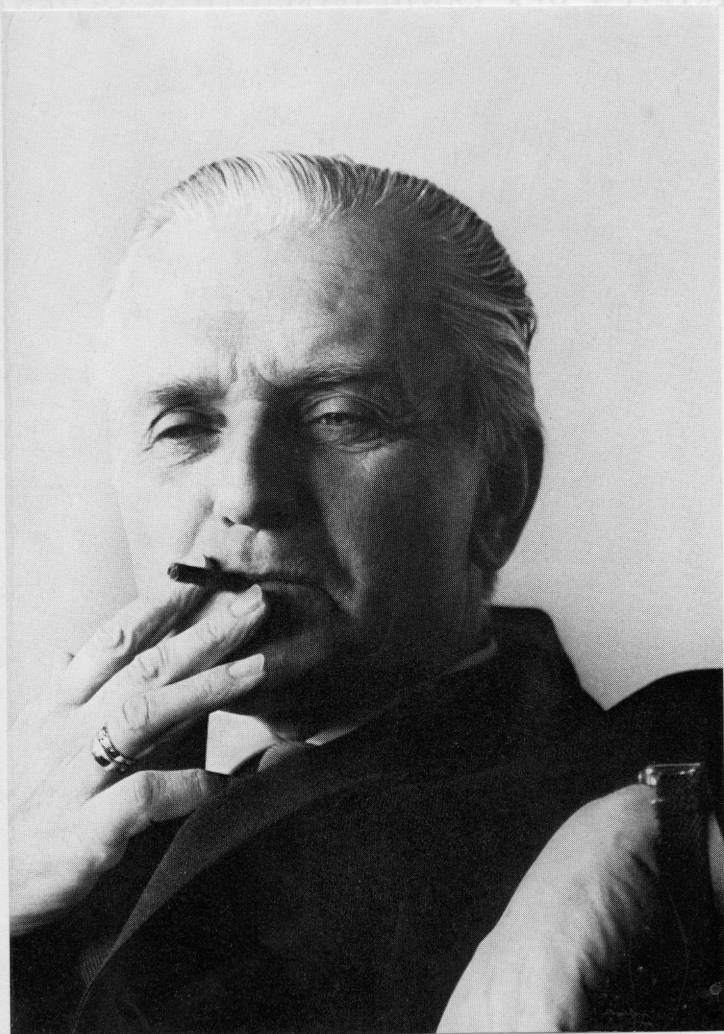
*

1905 - 1973

Es ist am 24. Dezember in einer Buchhandlung in Oldenburg. Der Laden ist voller Käufer. Während bei diesen einige Aufregung um wichtige Geschenke, die noch fehlen, herrscht — teilweise sind sie im letzten möglichen Zeitpunkt mittels Telefon und Eilboten herbeigeschafft —, ist bei den Buchhändlern eine gewisse Abspannung zu beobachten: die Ernte ist eingebracht, man nimmt das Ganze schon leichter.
Gegen 11 Uhr betritt ein stattlicher Mann, der Direktor der Landesbibliothek, den Laden. Er macht den alljährlichen Rundgang vor dem Fest bei „seinen" Buchhändlern. Er, der Chef seines Instituts, hält einen kleinen Schwatz mit dem Prinzipal der Firma. „Nun, wie war's? Zufrieden?" Er nimmt Anteil am Erfolg seines Partners, am beruflichen, der ja für das familiäre Wohlergehen wichtig ist. Im Gespräch ist gegenseitige Achtung erkennbar, man freut sich an Fortschritten im Bereich des anderen und fragt nach persönlichen Problemen der Familien, ihren Sorgen und Freuden.
Dieses kurze Gegenüber dokumentiert so recht das gute Verhältnis zwischen der Bibliothek und ihren Buchhändlern, das ein ganz persönliches war — über lange Jahre. Daß uns Wolfgang Fischer, dieser urbane, Humanitas ausstrahlende Mann, nach so wenigen Jahren des Ruhestandes schon verlassen mußte, ist uns Buchhändlern ein großer Kummer, der nur durch eine tiefe Dankbarkeit gemildert wird. H.H.

SCHRIFTEN DER LANDESBIBLIOTHEK OLDENBURG

1



IN MEMORIAM
WOLFGANG G. FISCHER
1905 - 1973



HEINZ HOLZBERG VERLAG - OLDENBURG

Redaktion Paul Raabe

Diese Gedenkschrift wird herausgegeben von
der Landesbibliothek Oldenburg mit Unterstützung
von Frau Dr. Hilde Fischer. Juli 1974

ISBN 3 87358 069 1

Gesamtherstellung: Isensee, Oldenburg

Edith Rothe

Wolfgang Fischer als Famulus bei Albert Schramm

Der heutige Bibliothekar weiß nur noch wenig von Albert Schramm (1880–1937), allenfalls, daß er den Bilderschmuck der Frühdrucke [1] herausgegeben hat, dieses bedeutende Werk, von dem 19 Bände zu seinen Lebzeiten erschienen sind. Über seine weiteren Publikationen gibt eine Festschrift [2] zu seinem 50. Geburtstag 1930 Auskunft. Vergessen ist, daß Schramm 1913–1929 Direktor des Deutschen Buchmuseums in Leipzig war, daß er 1915 die Deutsche Bibliothekarschule für den mittleren Dienst, wie man damals sagte, gründete. Im gleichen Jahr wurde er Honorarprofessor an der Universität Leipzig und vertrat das Fach der Buchkunde auch für die 1919 eingerichteten Kurse für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst. Als Mensch war Schramm außerordentlich hilfsbereit und sehr sozial eingestellt. Er kümmerte sich um seine Studenten und nahm sie auf Exkursionen auf seine eigenen Kosten mit.

Als Wolfgang Fischer im April 1925 als Volontär an das Deutsche Museum für Buch und Schrift in Leipzig kam, erkannte Schramm sofort seine große Begabung und suchte ihm zu helfen, wo er konnte. Er wußte, daß Fischer in finanziell schlechter Lage war, da der Vater früh gestorben und das Vermögen in der Inflation verloren gegangen war. Man hatte also nach dem Abitur überlegt, wie Fischer schnell

zu Verdienstmöglichkeiten kommen könnte und da war die zweijährige Bibliotheksausbildung der kürzeste Weg. Schramm machte ihn zu seinem Famulus und verschaffte ihm Beziehungen zu Leipziger Bürgerkreisen. Nach dem Examen 1927 bekam Fischer sofort eine Stelle an der Leipziger Stadtbibliothek als Bibliotheksobersekretär. Durch das Entgegenkommen seines Direktors Dr. Johannes Hofmann konnte er nun an ein Studium denken, das er mit der Promotion abschloß. Das Thema seiner Dissertation war: „Die Blütezeit der Einbandkunst. Studien über den Stil des 15. bis 18. Jahrhunderts.“ [3] Fischer hat außerdem die vorgeschriebenen Kurse für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst nebenbei mitgemacht und sein Bibliotheksstaatsexamen abgelegt. 1937 wurde er wissenschaftlicher Bibliothekar an der Leipziger Stadtbibliothek, 1940 Bibliotheksrat. Eine Zeit fruchtbarster Tätigkeit hatte begonnen, da ihn der Direktor zu allem zuzog, seien es die Anschaffungen, die zahlreichen Ausstellungen, der Publikumsverkehr. Schon während seines Studiums hatte Fischer begonnen, zu publizieren, wie seine Aufsätze über „die Handzeichnungen aus dem römischen Barock in der Leipziger Stadtbibliothek“ [4], „Gewandhaus und Stadtbibliothek und der Maurermeister Seltendorff“ [5] und „die Ausstellung der Leipziger Stadtbibliothek zur Ehrung Gutenbergs 1940“ [6] bezeugen. Auch seinen Einbandstudien ist er weiter nachgegangen in seiner Arbeit über „Stilanalysen am Einband“ [7]. Diesem Leben zwischen Praxis und Wissenschaft machte der zweite Weltkrieg ein Ende. 1942 wurde Fischer

zum Heeresdienst einberufen und er ist nie mehr nach Leipzig zurückgekehrt.

Es war im Sommersemester 1926, als Schramm eine Vorlesung über „Buchwesen seit dem 15. Jahrhundert“ angekündigt hatte. Fischer als Famulus hatte den Apparat für die Lichtbilder zu bedienen. Ich entsinne mich einer Stunde, als über Kaiser Maximilian und das Buch gesprochen werden sollte. Wir wußten, daß es ein Lieblingsthema von Schramm war, so daß wir Bibliotheksbeflissenen uns besonders auf diese Vorlesung freuten. Im Anfang ging alles ausgezeichnet. Es war von dem Gebetbuch, das 1513 bei Schönsperger in Augsburg erschien, die Rede. Die Gelehrten seien sich darüber nicht einig, ob die Randzeichnungen von Dürer und Cranach im Münchner Exemplar Vorzeichnungen für den Holzschnitt oder Schmuck für das für den Kaiser bestimmte Exemplar seien.

Doch plötzlich, o Schreck, vernahmen unsere Ohren etwas von skandalösen Zuständen auf dem städtischen Wohnungsamt. Nun ja! Warum nicht? Auch in einer freien Demokratie gibt es Korruption. Tausende von jungen Leuten suchten Wohnungen, die es nicht gab, weil man nach dem ersten Weltkrieg mit dem Wohnungsbau nicht nachgekommen war. Daß mancher versuchte, sich durch kleine „Aufmerksamkeiten“ bei den Beamten beliebt zu machen, war das nicht immer schon so gewesen? Schramm steigerte sich immer mehr in seine Entrüstung hinein, so daß er garnicht merkte, wie sich die Gesichtsmuskeln seines Famulus immer mehr

strafften. Er wollte anscheinend zum Angriff übergehen. Und plötzlich schob er die beiden im Apparat befindlichen Diapositive hin und her in immer schnellerem Tempo, so daß es nur so blitzte. Professor Schramm war so erregt, daß er den Vorgang garnicht gleich bemerkte. Plötzlich hielt er mitten im Satz inne, lächelte und sagte: „Unser Freund Fischer wünscht, daß ich zur Sache komme. Er hat recht. Wo waren wir stehen geblieben?"

Die Gelehrten waren sich in der Zwischenzeit natürlich nicht einig geworden über die Randzeichnungen. Dann mußten sich die Professoren in der Prüfungskommission des drohenden Examens schließlich darüber auch nicht einig sein. Welch beruhigende Aussicht! Die Stunde ging dann ohne weitere Zwischenfälle zu Ende. Beim Klingeln stürmte Wolf Fischer zur Türe, um sie rechtzeitig zu öffnen und verschwand mit Schramm in den Gängen der Deutschen Bücherei. Die Bibliotheksbeflissenen steckten ihre Nachschriften in die Mappen und eilten belustigt nach Hause.

1 *Schramm,* Albert: Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Bd. 1–23. – Leipzig: Hiersemann 1920–1943. fol.

2 *Nunquam* retrorsum. Beiträge zur Schrift- und Buchkunde als Ehrengabe für Herrn Professor Dr. Albert Schramm anläßlich seines 50. Geburtstages am 5. August 1930 hrsg. v. Rudolf Stöwesand. – Wolfenbüttel: Heckner 1930. 121 S. mit Abb., 1 Titelb. = Archiv für Schreib- und Buchwesen 4 (1930), H. 1,2.

3 *Fischer,* Wolfgang: Die Blütezeit der Einbandkunst. Studien über den Stil des 15. bis 18. Jahrhunderts. – Leipzig 1935: Stein, 73 S. Leipzig, phil. Diss. v. 28.3.1935.

4 *Fischer,* Wolfgang: Die Handzeichnungen aus dem römischen Barock in der Leipziger Stadtbibliothek.
In: ZS für bildende Kunst (Beil. Kunstchronik) 62 (1928), H. 3, S. 25–28.

5 *Fischer,* Wolfgang: Gewandhaus und Stadtbibliothek und der Maurermeister Seltendorff. Mit Bildern.
In: Leipziger Jahrbuch 1939, S. 57–60.

6 *Fischer,* Wolfgang G.: Die Ausstellung der Leipziger Stadtbibliothek zur Ehrung Gutenbergs 1940.
In: Archiv für Buchbinderei 40 (1940), S. 49–52.

7 *Fischer,* Wolfgang: Stilanalysen am Einband. Mit 16 Abb. auf 11 Taf.
In: Jahrbuch der Einbandkunst 4 (1937), S. 95–114.

Liesbeth Weinhold

Wolfgang G. Fischer und die alte Leipziger Stadtbibliothek

Als der Stadtbibliotheksrat Dr. Wolfgang G. Fischer Ostern 1942 die Leipziger Stadtbibliothek verließ, um zum Militär einzurücken, tat er das, wie er mir später einmal sagte, in der untrüglichen Gewißheit, daß es für immer sei. Unter den gegebenen Umständen, angesichts einer völlig unberechenbaren Zukunft, lag eine solche Reaktion nahe. Tatsächlich ist er 1945 nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst nicht auf seinen Posten zurückgekehrt, was bei seiner politischen Integrität ohne weiteres möglich gewesen wäre. Auch dafür gab es einleuchtende Gründe: die Zerstörung der Stadtbibliothek in der Bombennacht vom 3. zum 4. Dezember 1943, das kümmerliche Behelfsdasein, das sie seitdem in den Räumen des Stadtarchivs führte, die veränderten politischen Verhältnisse, – aber all das hat wohl nicht den Ausschlag gegeben, sondern, wie mir aus seiner Retrospektive hervorzugehen scheint, die Tatsache, daß eine schicksalsbedingte Loslösung bereits im Verlassen der Stätte inbegriffen gewesen war, an der er genau 15 Jahre, 1927–1942, gewirkt hatte und die ihm, wie ich fest glaube, ans Herz gewachsen war. Um das Gewicht dieses Abschieds zu ermessen, muß man sich einmal das Bild der alten Stadtbibliothek vor Augen führen, so wie er sie damals gesehen hat.

Nicht durch ein eindrucksvolles Portal, wie es der monumentalen barocken Hauptfront dieses ältesten Kulturinstituts der reichen Handelsstadt auf der Gewandgasse entsprochen hätte, sondern durch eine eher bescheidene Tür an der wohltuend proportionierten Seitenfront gegenüber der Universität betrat man das Treppenhaus, das den Besucher sogleich mit Staunen erfüllte, weil es in nuce die Atmosphäre des ganzen Hauses ausstrahlte: gediegene, vornehme, dezente Repräsentanz. Ein Haus, das ihn, der in der Residenz- und Barockstadt Dresden aufgewachsen war und dort in entscheidenden Entwicklungsjahren maßstabsetzende künstlerische Eindrücke empfangen hatte, heimatlich berühren mußte, weil es nach seinen eigenen Worten in „Zusammenhang mit sächsisch-dresdnischer Kunst" stand; ein Haus auch, das in ihm den Kunstwissenschaftler mit dem außerordentlich sensiblen Formgefühl ansprach, wie das – man kann schon sagen liebevolle – Denkmal beweist, das er ihm in seinem Aufsatz „Gewandhaus und Stadtbibliothek und der Maurermeister Seltendorff" gesetzt hat, wo er das Gebäude in seiner „beruhigten, kühlen, beherrschten und eleganten Proportionierung" als „eines der frühesten und zweifellos das bedeutendste Bauwerk dieser Richtung" kennzeichnet.

Stieg man die flachen, zu besinnlichem Schreiten und zum Verweilen auffordernden Stufen hinan, so begegnete man auf einem Treppenabsatz der Gedenktafel, die an eine ehrwürdige Tradition erinnerte und gelegentlich einer Restaurierung – wohl nicht ohne Zutun W.G. Fischers – an der Stelle

angebracht worden war, wo sich 1781–1844 der Eingang zu dem berühmten alten Gewandhaussaal befunden hatte. Auch diesem Thema hat er im Leipziger Jahrbuch einen Beitrag gewidmet: „Vom alten Gewandhaussaale und seinem Fortleben im kleinen Saale des Konzerthauses".

Nach diesem bemerkenswerten Auftakt erwartete den Besucher im 1. Stock beim Betreten des Lesesaals die eigentliche Sensation des Hauses: ein Raum, der sich über 70 m von der Universitätsstraße bis zum Neumarkt erstreckte mit einer Hängedecke, die im Dachboden von einem monströsen Balkenwerk getragen wurde. Mit einem Blick umfaßte man so den gewaltigen Saal, in den beiderseits durch hohe Fenster und durch Mezzaninen über der umlaufenden Galerie das Licht auf die graugrünen originalen Bücherregale fiel, die dem Bedarf entsprechend vermehrt und stilvoll aufgestockt worden waren. Die besondere Zierde dieser Saalbibliothek, einer der schönsten in Deutschland, war das zimmerhohe, dreitorige schmiedeeiserne Gitter, das der Leipziger Rat 1748 bei dem Kunstschmied Gottlieb Böttger bestellte als Abgrenzung von Büchersaal und Atrium (später Lesesaal), wo in der musealen Ära der Bibliothek die Gäste der städtischen Kunst- und Raritätenkammer empfangen worden waren. Wahrhaft künstlerisch empfindend hatte man die großartige Raumwirkung durch Einziehen einer riesigen Glaswand erhalten, als die praktischen Bedürfnisse des Lesesaals später eine Abtrennung erforderten. Es gab wohl niemand, der beim erstmaligen Anblick nicht Staunen und Be-

wunderung gezeigt hätte, und auch wir Mitarbeiter konnten uns seiner Wirkung nicht entziehen, wenn wir täglich im Büchersaal ein- und ausgingen und von den Wänden aus goldenen Rahmen die alten Ratsherren und Gönner der Bibliothek auf uns herabblickten. Dann fühlte man sich dem Stil des Hauses ganz einfach verpflichtet.

Wenn allein schon die Räumlichkeit auf das empfängliche Gemüt – und das besaß W.G. Fischer in hohem Maße – eine stimulierende Wirkung ausübte, um wieviel mehr mußten dann die so sichtbaren Bücherschätze und erst recht die wohlverwahrten Kleinodien faszinieren. Ging man an den Regalen entlang, so verrieten die weißen Schweinslederrücken und die braunen Kalbslederbände auf den ersten Blick das Alter der Bibliothek, deren Besitz nicht nur bis auf die Stiftung durch den Leipziger Advokaten Huldreich Groß im Jahre 1677, sondern sogar bis auf ein Legat aus der Mitte des 15. Jahrhunderts zurückreichte. Es fielen auch die geschlossenen Sammlungen ins Auge, die die Bibliothek stetig bereichert und die ihr besondere Schwerpunkte verliehen hatten: die umfangreiche Bibliothek des universal sammelnden Staatswissenschaftlers Plötz aus dem 18. Jahrhundert, die Neuhaus'sche Horaz- und die Ernestische Cicero-Sammlung, die Bibliothek von Gottscheds Teutscher Gesellschaft, die Musiksammlung des Leipziger Organisten C.F. Becker, heute in der Städtischen Musikbibliothek und eine der bedeutendsten in der DDR, und manche anderen.

Das also war in der Leipziger Stadtbibliothek der Gesichtskreis, den W.G. Fischer 1927, nach seinem Volontariat bei Prof. Albert Schramm im Museum für Buch und Schrift, vorfand. Für sein spezifisches Interesse am Buch, auf das er sich bereits eingestellt hatte, fand er somit außerdem die adaequaten sachlichen Voraussetzungen erfüllt, und in dem damaligen Direktor Dr. Johannes Hofmann auch noch einen Förderer seiner Studien. Überhaupt dominierte das Interesse am Buch allenthalben. 1926 hatte Hans Loubier sein grundlegendes Buch „Der Bucheinband von seinen Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" geschrieben. Im gleichen Jahr hatte die Stadtbibliothek ihr 250-jähriges Jubiläum gefeiert, aus dessen Anlaß Johannes Hofmann eine Festschrift unter Mitwirkung prominenter Zeitgenossen herausgegeben hatte: „Die Bibliothek und ihre Kleinodien". Unter ihm hatte 1925 nach der mehr archivalischen Ära seiner Bibliotheksvorgänger Gustav Wustmann und Ernst Kroker, denen eine Reihe wertvoller stadtgeschichtlicher Veröffentlichungen zu verdanken ist, für die Bibliothek eine Zeit der Aktivierung eingesetzt, die die Tendenzen des gelehrten und rührigen Robert Naumann aufnahm. Bis 1880 hatte dieser in 45-jähriger fruchtbarer Tätigkeit die Aufmerksamkeit der Leipziger Öffentlichkeit auf die Stadtbibliothek gezogen, hatte 1838 den ansehnlichen Handschriftenkatalog herausgegeben, 1840 in einer aufsehenerregenden Ausstellung mit ungewöhnlichen Öffnungszeiten (7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends) die Sehenswürdigkeiten der Bibliothek vor den Besuchern ausgebreitet, die

durch erstaunliche Frequenz das vorhandene Interesse bekundeten.

Johannes Hofmann ging noch einen Schritt weiter: er ließ für eine Dauerausstellung von kostbaren Bucheinbänden 1926 eigens einen kleinen, aber exquisiten, mit Plastiken aus eigenem Besitz geschmückten Ausstellungssaal errichten. Diese Ausstellung zu bestücken, war ein Leichtes, denn abgesehen von den durch Johannes Hofmanns Veröffentlichungen hinreichend bekannten Einzelstücken gab es ja ganze Abteilungen mit historisch wertvollen Einbänden, so die Villatica Gohlisiana aus dem Besitz von Goethes väterlichem Freund Johann Gottlob Böhme im warmen braunen Kalbslederton mit Goldpressung. Ja sogar der durchschnittliche Gebrauchseinband der Stadtbibliothek um 1740 von dem Leipziger Buchbinder Johann Gottfried Petri in marmoriertem Kalbsleder, in seiner Schlichtheit ganz auf das Wesentliche ausgerichtet und dadurch von einer gewissen Strenge, die aber durch die schmale, elegante Kante in Goldpressung zurückgenommen wurde, konnte sich unter bibliophilen Nachbarn sehen lassen.

Da überhaupt in der Stadtbibliothek an Ausstellungsstücken kein Mangel war, liefen von Zeit zu Zeit Sonderausstellungen, darunter 1928 die „Handzeichnungen berühmter Meister des Hochbarocks aus eigenem Besitz“ (Bernini, Salvator Rosa, Poussin, Pietro del Po), eine Auswahl aus den 1714 angekauften 27 Klebebänden aus dem Besitz des Priors Rensi in Rom. Der Führer nennt zwar keine Namen,

mit Sicherheit kann man aber annehmen, daß W.G. Fischer an den Vorbereitungen beteiligt gewesen ist. Man muß miterlebt haben, mit welcher Sorgfalt er den ausgewählten Stücken zu ihrer optimalen Wirkung verhalf, wie er ihre Lage im Rahmen der Vitrine ausbalancierte, wie anspruchsvoll nach Inhalt und Ausführung er die Beschriftungen festlegte. Für mich, die ich während meiner Ausbildung an der Sächsischen Landesbibliothek an solch hohe Maßstäbe zwar gewöhnt war, die ich sie aber bis dahin nicht selbst praktiziert hatte, war das eine gute Schule, wie ich überhaupt im alltäglichen Gegenüber am Doppelschreibtisch vielfältige Anregungen von ihm empfing.

Das Jahr 1926 hatte auch noch ein Faktum aufzuweisen, wodurch der Stadtbibliothek eine besondere Aufgabe im Rahmen der bibliothekarischen Fachwelt zugewiesen wurde: Johannes Hofmann wurde zum Vorsitzenden der Kommission für Katalogisierung der wertvollen Bucheinbände in den deutschen und österreichischen Bibliotheken ernannt, die auf dem Bibliothekartag in Wien auf seine Initiative hin gegründet worden war. Die entsprechenden Richtlinien finden sich in seiner Veröffentlichung „Kostbare Bucheinbände der Leipziger Stadtbibliothek und ihre Katalogisierung", die er 1940 in seiner Eigenschaft als Leiter der historischen Abteilung der geplanten, aber durch den Krieg verhinderten Gutenberg-Reichsausstellung herausgab und in der die dafür vorgesehenen Exponate abgebildet sind.

Aus alledem geht hervor, daß W.G. Fischer in der

Leipziger Stadtbibliothek nicht nur die denkbar günstigsten Voraussetzungen für seine Tätigkeit vorfand, sondern daß er auch mit den derzeit aktuellen Strömungen auf bibliothekarischem Gebiet gleich zu Beginn seiner Laufbahn unmittelbar in Berührung kam. Nicht von ungefähr entspricht die 1935 erschienene Dissertation der vorgefundenen Interessensphäre: „Die Blütezeit der Einbandkunst, Studien über den Stil des 16. bis 18. Jahrhunderts". Über dieses Spezialgebiet hinaus erwartete ihn in der Stadtbibliothek ein ungemein vielseitiges Arbeitsfeld, umso mehr, als es Johannes Hofmanns zu rühmende Stärke war, seinen wissenschaftlichen Mitarbeitern in großzügigster Weise Spielraum für die Entfaltung persönlicher Initiative einzuräumen in der weitblickenden Einsicht, daß diese ja dem Renommē seines Instituts zugutekam. Seine unseren Leistungen gezollte dankbare Anerkennung bedeutete für uns einen großen Ansporn.

Unter diesem Aspekt mußte W.G. Fischer dem Direktor ein überaus wertvoller Mitarbeiter werden. Umgekehrt konnte er in seiner jahrelangen Vertrauensstellung einen selten intensiven Einblick in alle Vorgänge des bibliothekarischen und darüber hinaus des kulturellen Lebens gewinnen. Johannes Hofmann, der sich mit Vorliebe und dank seiner ausgezeichneten Beziehungen zu den Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens mit großem Erfolg den repräsentativen Aufgaben der Bibliothek widmete, überließ ihm denn auch nach dem Ausscheiden von Dr. Elfriede Leskien weitgehend die Bibliotheksverwaltung im engeren Sinn, für die seine Vorgänge-

rin ausgezeichnete Voraussetzungen geschaffen hatte. Wenn er in seiner elastischen Art die gußeiserne Wendeltreppe von seinem Zimmer in den Ausleihraum heruntereilte, dann staute sich meist schon hinter der Theke eine Menge anspruchsvoller Benutzer. Er hat sich nicht gescheut, durch persönliche Präsenz an der Sofortbedienung teilzunehmen, wo sein profundes Wissen und sein diplomatisches Geschick den Dank eines Publikums fand, das in der Stadtbibliothek nicht nur eine sehr nützliche städtische Institution, sondern darüber hinaus eine Stätte der Begegnung und wechselseitiger Anregung sah, auch noch zu Zeiten, als Restriktionen die selbstverständlich geübte Toleranz zu gefährden drohten.

Im Lichte der Erfahrungen, die ich in meiner Eigenschaft als Teamleiterin der westdeutschen Arbeitsgruppe des Répertoire International des Sources Musicales im 20-jährigen Umgang mit den westdeutschen Bibliotheken gesammelt habe, erscheint es mir heute staunenswert, welche Effizienz der bescheidene Personalkörper der Leipziger Stadtbibliothek damals besessen hat. Das war nur möglich dank des hohen Verantwortungsgefühls jedes Einzelnen und dank einer ausgezeichneten, straffen Gesamtorganisation, der sich alle im Bewußtsein des gemeinsamen Ziels unterordneten. W.G. Fischer hat bei aller Betonung seiner ausgeprägten Individualität die überlieferte Tradition aufgenommen und weitergeführt und dadurch das Ansehen der Bibliothek, die zu den ältesten und bedeutendsten deutschen Stadtbibliotheken gehörte, gefördert. Er hat mit dazu beigetragen, daß sie im geistigen Mittel-

punkt der Stadt stand, wo sich die zwischen den zahlreichen wissenschaftlichen, kulturellen und kommerziellen Instituten gespannten Fäden kreuzten. Und folgerichtig wurde sie auf diese Weise für ihn zum Sprungbrett für noch weiter gesteckte, noch selbständiger zu bewältigende Ziele.

Daß er sein letztes Ziel, die Vollendung seines schon in der Leipziger Zeit geplanten Werks über die Darstellung des Buchs in der Kunst nicht hat erleben dürfen, erfüllt uns für ihn wie für uns mit schmerzlichem Bedauern. Er selbst möge mit Worten aus der Einleitung zu seiner Dissertation sagen, was ihm die Beschäftigung mit dem Buch bedeutet hat:

„Wenn wir die alten kostbaren Bücher betrachten, so sind wir im Genusse unendlichen Reichtums, den die Mühen langer vergangener Jahrhunderte aufgehäuft haben. Und wenn wir selbst diese alten Bücher mehr nur betrachten um ihrer Erscheinung willen, als daß wir ihren Inhalt lesen wollten, so kann es doch für uns bei diesem bloßen Genießen nicht bleiben. Der historische Sinn tritt hinzu, der seine tiefen Wurzeln hat und zweifellos eine der Grundlagen unserer hohen geistigen Kultur ist. Wir vermögen nicht rein als unser Eigentum zu betrachten, was doch vor Zeiten nicht für uns gemacht worden ist; wir vermögen in Wahrheit nur zu begreifen, indem wir uns zugleich an die Dinge hingeben, um deren eigene Existenz zu erkennen. Dies beides gehört zusammen, das bloße Genießen dünkt uns gemein, das bloße Wissen ohne Empfinden für die Dinge wäre leer“.

Paul Raabe

Erinnerungen an Doktor Fischers erste Oldenburger Jahre

Die Erinnerung an einen Menschen, den man sehr verehrt hat und dem man sich ein Leben lang verbunden fühlt, ist oft mit dem ersten Eindruck der frühesten Begegnung verknüpft, besonders dann, wenn sie unter ungewöhnlichen Umständen stattfand. Es war im Mai 1946: ich suchte, da für einen Neunzehnjährigen zum Studium keine Chance bestand, eine Arbeit in meiner Vaterstadt Oldenburg. Am Ende eines Gesprächs mit Dr. Walther Müller-Wulckow, dem damaligen Direktor des Landesmuseums, sagte dieser zu mir: „Versuchen Sie es doch einmal in der Landesbibliothek, da ist gerade ein Doktor Fischer aus dem Kriege heimgekehrt. Vielleicht kann er Sie brauchen."

Ich stieg also drei Treppen hinauf, denn die Bibliothek war unter dem Dach des Schlosses notdürftig untergebracht, da ihr Gebäude am Damm im September 1943 einem Luftangriff zum Opfer gefallen war. Die Beamten der Ausleihe schickten mich zu einem Hinterzimmer, und da stand ich einem hochgewachsenen, freundlichen Herrn gegenüber, der mich mit seinen blauen Augen prüfend anblickte. Er sah gepflegt aus, sein kantiger Kopf gab ihm etwas Imponierendes, das schwarze Haar war korrekt zurückgekämmt, selbst die umgefärbte Uniformjacke gab seiner eindrucksvollen Erscheinung

eine besondere Note. Auf seinem Arbeitstisch lagen Kunstbücher, in die Merkzettel gelegt waren. Ein Werk über Ludwig Münstermann, den Barockbildhauer aus Oldenburg, ist mir in Erinnerung geblieben. Er hörte sich meine Probleme geduldig und aufmerksam an und versprach, sich die Sache zu überlegen. Dann erzählte er von sich, daß er vor vier Wochen aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden sei, seine Familie lebe drüben in der Ostzone und er hoffe, sie bald wiederzusehen. Auch sprach er von dem Beruf des Bibliothekars, vom Umgang mit Büchern, von den Aufgaben der Wissenschaft, von den Impulsen der modernen Kunst. Ich erinnere mich, daß ich, von Anregungen erfüllt, nach Hause ging und tief beeindruckt war von den Gedanken in diesem ersten Gespräch. Nach dem Stumpfsinn des Krieges waren wir doch alle nach geistigen Dingen ausgehungert, und da hatte ich das Glück, in Dr. Fischer eine Persönlichkeit kennenzulernen, die die Fülle des Geistes verkörperte und diese im persönlichen Umgang zu vermitteln verstand.

Ich wurde sein Adlatus; er ermöglichte mir die bibliothekarische Ausbildung, die es vorher in Oldenburg nicht gegeben hatte; er förderte mich in jeder Hinsicht; er schickte mich schließlich zum Studium; er brachte mich auf den Weg, den er vorgezeichnet sah, längst ehe ich ihn mir bewußt gemacht hatte. Er war mein Lehrer und entließ mich, als er mich fortschicken zu können glaubte. Ich hatte so das Glück, einige Jahre an seiner Seite zu arbeiten, und so lernte ich ihn als eine humane Persönlichkeit

kennen, als leidenschaftlichen Bibliothekar, als immer suchenden Gelehrten und als einen sich ständig mitteilenden Lehrer.

Als ich am 1. Juni 1946 meinen Dienst als unbezahlter Volontär aufnahm, gab er mir zwei Bücher in die Hand, die für ihn das Rüstzeug des Bibliothekars waren: die „Preußischen Instruktionen“ und Hermann Schneiders „Einführung in die Bibliographie“. Er tat das mit solcher Bestimmtheit, daß ich an jenem Wochenende die Instruktionen zur alphabetischen Katalogisierung Paragraph für Paragraph so lange studierte, bis ich wirklich etwas davon begriffen hatte. Auch das Bibliographieren lernte ich so von den Anfangsgründen kennen. Doch nicht nur Fachliteratur, darunter seine Lieblingsbücher, Hermann Barges „Geschichte der Buchdruckerkunst“ und Svend Dahls „Geschichte des Buches“ mußte ich lesen, sondern als Historiker las Dr. Fischer damals immer wieder Jakob Burckhardts Schriften, auch Ranke, besonders seinen Essay über die großen Mächte. Solche Eindrücke vergißt man nicht und auch nicht die Anweisungen eines klugen, väterlichen Ratgebers.

Dabei hatte Dr. Fischer andere Sorgen in seinem ersten Oldenburger Jahr: ohne seine Familie mußte ihm sein Leben provisorisch erscheinen; die Bibliothek, die er zunächst kommissarisch verwaltete, war zerstört. Doch die Heimkehrer, die den Schrecken des Krieges entronnen waren, wollten aufräumen und aufbauen, und auch Dr. Fischer war für diesen unbändigen Willen zum Überleben und zum neuen Beginn ein leuchtendes Beispiel in jenen Jahren.

Eines Tages kehrten die alten ausgelagerten Drucke aus dem Salzbergwerk in Grasleben zurück, viele Bände zum Kummer von Dr. Fischer durchgefeuchtet. Ich sehe ihn noch mit einem Pergamentband ratlos vor den Bücherbergen stehen. Er fing an, neue Bücher zu besorgen, einige Restbestände aus den dreißiger Jahren, die ersten Neuerscheinungen, die ich mit Fräulein Anna Baeckmann, der baltischen Bibliothekarin, die als Ältere Dr. Fischer manchen Zuspruch gab, katalogisieren mußte. Wir beiden waren noch nicht über die Anfangsgründe der Preußischen Instruktionen hinausgekommen.

Eines Tages besichtigte der kleine Kreis der Mitarbeiter das Zeughaus an der Ofener Straße. Dr. Fischer erläuterte kundig die Möglichkeiten, dort die Bibliothek, deren Bestände in der Stadt verstreut ausgelagert waren, wieder zusammenzuführen. Das war im Frühjahr 1947. Es ist mir ein Rätsel geblieben, wie es ihm so schnell gelungen war, das Zeughaus für die Landesbibliothek zu requirieren. Man sollte vermuten, daß es wichtigere Aufgaben gab, doch die britische Militärregierung unterstützte den geistigen Aufbau, und hinzu kam, daß Oldenburg keine nennenswerten Kriegsschäden erlitten hatte und die Bibliothek eines der wenigen zerstörten Gebäude war.

Eines Morgens standen die ersten Möbelwagen im Schloßhof, und es fanden sich wohl hundert vom Arbeitsamt geschickte, ausgehungerte und ausgemergelte Arbeitslose ein. Mein Kollege Bonhagen und ich wurden für die Abwicklung des Trans-

ports eingeteilt. In langen Ketten wurden die zunächst geordneten Bücherbestände über Treppen und Flure gereicht, in die Möbelwagen verladen und an Ort und Stelle neu aufgestellt. Dann wurden von den verschiedenen Dachböden in der Stadt die Bücherberge ins Zeughaus geschafft und dort gelagert. Es ging, wie ich mich erinnere, reibungslos. Dr. Fischer organisierte alles mit leichter Hand. Natürlich haben wir die verdreckten Wände im Zeughaus selbst gestrichen, Farbe war beschafft worden. Uns war manchmal freilich etwas schummerig zumute, wenn wir auf den hohen Leitern die Decken in den alten Gebäuden streichen mußten. Aber jeder faßte zu, und so entstand eine Gemeinschaft Gleichgesinnter, und jeder konnte sich nach seinen Fähigkeiten entfalten und am Aufbau der Bibliothek mitwirken.

Der Lesesaal war in jenen Jahren der Not eine legendäre Wärmehalle für geistige Arbeiter geworden, täglich bis 22.00 Uhr geöffnet. Neue Bücher wurden eingestellt, die ersten neuen Zeitschriften erschienen, die „Neue Auslese", die „Wandlung", der „Merkur", die „Frankfurter Hefte". Wir nahmen dankbar alle Hinweise und Anregungen auf, die Dr. Fischer, ein sich immer informierender, viel lesender, die wissenschaftlichen Probleme der Zeit rastlos verfolgender Chef, gab. Er war ein leidenschaftlicher, vom Umgang mit den Büchern geprägter Bibliothekar, dem es immer um die Vermittlung, um das Geistige im Beruf ging, dessen Geschäftigkeit von den Gedanken an das Ganze begleitet war. Auch dies war vorbildlich.

Mit großem Enthusiasmus kommentierte er die neuen Kunstausstellungen. Von den Bildern des Malers Franz Radziwill, die im Schloß Ende 1946 ausgestellt wurden, war er ganz erfüllt, und ich erinnere mich, wie er Fräulein Baeckmann und mir in der Dachkammer des Schlosses seine Eindrücke lebhaft und exakt schilderte. So öffnete er uns die Augen für die uns unbekannte moderne Kunst. Die ersten großen Retrospektiven, die im Augusteum gezeigt wurden, und dann die Ausstellungen mit den Bildern von Paul Klee und August Macke begrüßte Dr. Fischer lebhaft. Für uns waren diese Entdeckungen bleibende Bildungserlebnisse.

Da er das Echo fand, das er sich wohl erhofft hatte, begann Dr. Fischer Lichtbildervorträge über moderne Kunst in der neu eingerichteten Volkshochschule zu halten. Ich hatte dabei die Aufgabe, die Kunstbände unter das alte Epidiaskop zu schieben, und auf den nächtlichen Nachhausewegen erzählte Dr. Fischer immer weiter von den Formproblemen der Kunst Cezannes und van Goghs, mit denen er seine Vorträge eröffnete und die zu seinen bevorzugten Künstlern zählten.

Das alles blieb nicht ohne Folgen: die Geschäftsstelle der Volkshochschule zog eines Tages in die Bibliothek ein; Dr. Fischer war der Leiter geworden, und auch die Staatliche Büchereistelle ging eine Ehe mit der Landesbibliothek ein. Dr. Fischer verstand es in seiner Liebenswürdigkeit, die zuständigen Stellen von der Notwendigkeit einer Kooperation in einer Zeit zu überzeugen, in der in wissenschaftlichen Bibliotheken daran noch nicht gedacht wurde.

Diese ersten Nachkriegsjahre waren reich an Möglichkeiten, geistiges Leben zu fördern, und Dr. Fischer vermochte in seiner souveränen Art die Lage zu überschauen. Er wurde für Oldenburg der Mann der ersten Stunde. Ihm ist der Wiederaufbau der Landesbibliothek zu danken, und er gab ihr neue Impulse. Ich bin glücklich, daß ich in diesen Jahren bis 1950/51 an seiner Seite wirken und so viel von ihm lernen durfte. Man vergißt das nicht und trägt das Erlebte und Erfahrene weiter.

Denke ich an ihn zurück, so sind die Jugendeindrücke, diese Erinnerungen an Dr. Fischers erste Oldenburger Jahre, unverrückbar geblieben. Er war nicht nur ein guter, nachsichtiger, hilfreicher Chef, er war ein geistig immer präsenter, wacher, lebhafter, von seinem Beruf, von der Kunst und der Wissenschaft erfüllter Mann, ein Lehrer, der sich gern mitteilte, ja verströmte, der Anregungen gab, Freiheit zum selbständigen Handeln lehrte. Dr. Fischer war ein von der geistigen Ausfüllung seines Berufs überzeugter, den Traditionen und den Forderungen des Tages verpflichteter, dem Ganzen dienender, dem Einzelnen helfender Mann. Er war ein Vorbild.

Walter Barton

Brief an Wolfgang Fischer

Lieber alter Chef,

das Ende kam für Ihre Freunde nicht überraschend; wir alle hatten Zeit genug, uns darauf vorzubereiten. Was mich angeht, so bin ich zwar Ihrem dienstlichen und persönlichen Umkreis seit acht Jahren räumlich entrückt, wir haben aber die Verbindung zueinander stets bewahrt. Und in den Monaten Ihres schweren Leidens habe ich mich oft gefragt: Was hätten Sie getan? Ja, was haben Sie getan in meiner Situation, Sie damals, als die Nachricht vom Ableben Ihres alten Chefs eintraf?

Ich lernte Sie auf dem Bibliothekartag in Bremen 1954 kennen. Dort traf ich mit Ihnen die Absprachen, die zu meinem späteren Diensteintritt in „Ihre" Landesbibliothek führten. Aber nicht diese für mich sehr wichtigen Kontakte sind das, was sich mir von damals unvergeßlich eingeprägt hat, sondern etwas anderes: Wie Sie in der Vollversammlung aufstanden und einen Nachruf auf Johannes Hofmann ausbrachten, Ihren früheren Chef an der Stadtbibliothek Leipzig. Dieses Zeichen der Dankbarkeit und Verbundenheit über die Zonengrenze hinweg, echter Impuls, nicht leere Geste, das mich damals berührt und beeindruckt hat, zeigt mir heute, was ich zu tun habe. So wie Sie habe ich auf Sie, meinen alten Chef, einen Nachruf gehalten. Anders al-

lerdings als Sie, der Sie das gesprochene Wort meisterlich beherrschten, bin ich auf das geschriebene in der bibliothekarischen Fachzeitschrift ausgewichen. Sie werden diese Medienwahl verstehen, denn Sie haben mir in dieser Hinsicht mehrfach Tips und Hinweise gegeben.

Ich weiß, Sie könnten jetzt ein wenig spöttisch sagen, ein guter Nachruf sei ja gewiß etwas wert, noch besser aber wäre es, der so Gelobte erführe von solcher Zuneigung und Verehrung schon zu seinen Lebzeiten etwas. Und das macht mich betroffen. Gewiß, wir haben uns immer gut verstanden. Aber habe ich je verlauten lassen, wie ich zu Ihnen stand? Ich fürchte nein, denn das war mir nie so recht gegeben. Ich hoffe, Sie haben das auch so verstanden. Dann brauche ich es jetzt nicht Ihnen, sondern nur noch den anderen zu sagen.

Sie waren für mich ein guter und verständnisvoller Chef. Sie haben den jungen Mann, ehrgeizig und voller Pläne, wie er war, am langen Zügel gelenkt, haben ihn behutsam und taktvoll gebremst, wenn er den dienstlichen Freiraum zu robust ausnutzen und zu viel Dinge auf einmal angehen wollte. Sie haben mich meine Erfahrungen machen lassen, und ich habe daraus gelernt.

Sie berieten und unterstützten mich in meinen Publikationsvorhaben selbst da, wo Sie sahen, daß mich diese Interessen von der Landesbibliothek wegführen mußten. Sie haben es sich allerdings nicht verkneifen können, mich immer wieder leicht ironisch darauf hinzuweisen, daß ja eigentlich viel zu viel

gedruckt werde. Das stimmt wohl, wer aber bezieht das schon gern auf sich selbst? Sie taten es wirklich, denn konsequenterweise publizierten Sie nur, wenn es eben nicht zu vermeiden war.

Eben diese Abstinenz habe ich zunächst nicht begreifen können; sie und einige andere Phänomene paßten so gar nicht in das Bild, das ich mir – ich weiß heute nicht mehr warum – vom Bibliotheksdirektor und Landesbibliothekar gemacht hatte. Und diese meine „Voreingenommenheit" verbaute mir zunächst wohl auch den Weg zum Vorgesetzten und Menschen WGF – so nannten wir Sie damals in Respekt und Vertraulichkeit zugleich. Eine wesentliche Erfahrung hatte ich in diesen Oldenburger Jahren noch nicht gemacht, ich, der gerade seine thüringische Heimat verloren hatte und sich nun bewußt bemühte, eine neue Heimat zu finden und die alte zunächst einmal gedanklich zu verdrängen. Es ist mir nicht gelungen, und ich hätte da von Ihnen lernen können. Sie hätten es mir gesagt, haben es aber, da ich nicht fragte, nur durch Ihr – wie soll ich sagen: weder Vorbild noch Beispiel trifft es – also einfach dadurch, wie Sie waren und wie Sie sich gaben, gezeigt, daß die Heimat niemanden so leicht aus den gemeinsamen Bindungen entläßt.

„Die Heimat ist der Schlüssel zur Seele des Menschen – und wiederum gibt es Menschen, die der Schlüssel zu ihrer Heimat sind". Dieses Wort, so meine ich, paßt besonders auf Sie, lieber Chef. Dresden – eine der schönsten Städte der Welt, das

alte Dresden war Ihre Heimat. Erich Kästner, Ihr Landsmann („Ich bin ein Deutscher aus Dresden in Sachsen, mich läßt die Heimat nicht fort ...“) sagt: „Ich mußte, was schön sei, nicht erst aus Büchern lernen. – Die Vergangenheit und die Gegenwart lebten miteinander im Einklang. Eigentlich müßte es heißen: im Zweiklang. Und mit der Landschaft zusammen, mit der Elbe, den Brücken, den Hügelhängen, den Wäldern und mit den Gebirgen am Horizont, ergab sich sogar ein Dreiklang. Geschichte, Kunst und Natur schwebten über Stadt und Tal, vom Meißner Dom bis zum Großsedlitzer Schloßpark, wie ein von seiner eignen Harmonie bezauberter Akkord“.

Diese wunderschöne Heimat prägte Sie und ließ Sie, wie alle echten Dresdner, mit der Liebe zur Kunst und zur Schönheit im Herzen leben, das Vollkommene suchen und den Schmerz über den Verlust wohl nie verwinden. Wenn man Sie anschaute, Ihre Augen aufleuchten sah bei einem Gespräch über das Schöne, dann mußte man, bewußt oder unbewußt, an das alte Dresden denken.

Nun, auch im Oldenburgischen hat die Kunst ihren Platz, und in den langen norddeutschen Jahren vertieften Sie sich gründlich in alles Sehens- und Bewunderungswürdige. Daß es mir dennoch immer so erschien, als lebten Sie mit einem leisen Heimweh im Herzen, das sollte man Ihrer Heimatstadt gönnen! Diese beharrliche Sehnsucht nach der Voll-

kommenheit in der Kunst und der Schönheit machte ja die Ausstrahlung, den Charme und die Wärme in Ihrer Persönlichkeit aus.

Ich glaube, wir alle, Ihre Mitarbeiter, die Sie über Jahre hin von „Ihrem" Buch sprechen hörten, das Sie durch Materialsammlung vorbereiteten, vom Buch über die Darstellung des Buches in der bildenden Kunst, haben Ihnen Unrecht getan, wenn wir unsere Bemerkungen über den langen Schöpfungsprozeß machten. Sie, der Sie stets das Vollkommene und Schöne suchten, taten es auch hierbei, und für dieses Ziel spielt die Zeit keine Rolle. Manchmal meine ich auch, dieser Buchplan war Ihre persönliche Auseinandersetzung mit einer Materie, die Sie als allein Ihre Sache, als Teil Ihres Wesens und Strebens ansahen, den Sie vielleicht gar nicht durch Veröffentlichung profanieren wollten.

Wie auch immer – Sie haben ja doch, was Sie zunächst für sich an Schönem aus der Kunst gewonnen haben, Ihrer Umwelt vermittelt. Ich war damals der Ansicht, dieser Vermittlungsprozeß müsse durch gelehrte Studien und Publikationen als deren Folge geschehen. Sie aber haben einen direkteren und – ich weiß es jetzt – einen besseren und nachhaltigeren Weg gewählt, als Sie in der Volkshochschule Ihre Hörer für die Kunst und die Begegnung mit dem schönen Buch begeisterten. Diese Eindrücke, die Sie vermittelten, wirken noch heute lebendig fort.

Ich habe von Ihnen gelernt auch in anderer Hinsicht: In jenen Jahren meinte ich noch, ein Bibliothekar wachse aus und mit den Systemen der Wissenschaft

und Praxis, die er kreiert, folglich müsse er neue Lehrgebäude oder doch wenigstens neue nachahmenswerte Arbeitsmethoden mit seinem Namen verbinden. S i e haben das niemals gewollt und getan. Ich hätte die sarkastische Bemerkung eines früheren Mentors im Ohr behalten sollen: „Ob ein Bibliothekar etwas taugt, merkt erst sein Nachfolger". Ihr Nachfolger bin ich nicht geworden, und Sie haben das, ich weiß es, ehrlich bedauert, haben mich aber gehen lassen, voll Verständnis und ohne Bitterkeit, als ich anderenorts eine Chance erhielt, die unser beider Landesbibliothek nicht hergab. Was nun Ihren Nachfolger angeht, so muß er Ihnen „Tauglichkeit" testieren: Er übernahm ein Institut, das sich nach den schweren Kriegsschäden in der Ära Fischer eine neue Unterkunft gesucht und funktionell eingerichtet hatte. Die Zeit des Provisoriums dauerte lange, bis 1959, dann aber war die Landesbibliothek im nordwestdeutschen Raum ein Begriff geworden, wie er heute im Bibliotheksplan II (1973) als „Bibliothek der 3. Stufe" dargestellt wird: das große Bücherreservoir zwischen Weser und Ems, das insbesondere wegen der Personalunion in Leitung der Landesbibliothek und der Staatlichen Fachstelle für das Büchereiwesen einer großen Region vielerlei Impulse und Hilfen gegeben hat. Ich glaubte manchmal, Ihr Herz gehöre eher der Arbeit für die Fachstelle, vielleicht aber ließen Sie mir nur Freiheit, in und an der Landesbibliothek zu lernen. Ich tat es und habe mich da durchgebissen bei sachlichen und menschlichen Problemen. Und ich bin froh darüber, daß Sie nur äußerst selten einmal einzugreifen und den Chef hervorzukehren brauchten.

Sie übergaben schließlich Ihr Haus, das bei modernen Arbeitsmethoden und leidlichem Etat seine Bestände auf 280 000 Bände angereichert hatte, in der Erwartung und mit dem Wunsche, daß es als Grundstock und fester Bestandteil in die künftige Universitätsbibliothek Oldenburg eingehen werde ...

Ja, Ihre Landesbibliothek war schon ein Faktor, mit dem man rechnen konnte. Tat man es nicht, so halfen Sie entsprechend nach: Ich habe mich seinerzeit gelegentlich darüber amüsiert, wie Sie energisch nachfaßten, wenn bei einem kommunalen oder regionalen Ereignis der Landesbibliothek keine Einladung zugegangen war. Sie taten recht. Heute weiß ich, daß auch solch scheinbare Äußerlichkeiten zur Imagepflege eines Instituts gehören, einer Landesbibliothek ganz besonders.

Sie haben die Zügel zwei Jahre vor der Zeit aus der Hand gelegt. Warum wohl? Ich habe Sie nie danach gefragt, weil ich Sie schon vor Jahren froh von der Zeit reden hörte, da Sie endlich Ihrer Familie, Ihren Interessen und Ihrem Buch leben könnten. Als es soweit war, fürchtete ich zunächst, daß mein Weggang zu Ihrem Entschluß beigetragen habe. Heute wäre ich froh, wäre es so gewesen, denn dann hätte ich dazu beigetragen, Ihnen zusätzliche zwei schöne Jahre in tätiger Muße zu verschaffen.

Es kann Ihnen niemand verdenken, wenn Sie müde geworden sind im Dienst: Sie haben eigentlich niemals „gute" Zeiten erlebt. Zu primitiv waren jahrelang die äußeren Bedingungen und Arbeitsverhältnisse im Zeughaus, wenn Sie auch stolz berichten

konnten, in der ersten Zeit Flure und Räume selbst angestrichen und gekalkt zu haben. Zu kümmerlich war der Etat des Hauses, und das hat Ihnen besondere Sorgen bereitet. Sie haben ja sogar, überzeugt von der Notwendigkeit, einen Mindestbestand an wissenschaftlicher Literatur und Zeitschriften zu sichern, die Landesbibliothek ein paar Jahre lang richtiggehend verschulden lassen — aus fiskalisch-haushaltsrechtlicher Sicht ein äußerst riskantes Unternehmen. Sie haben recht daran getan, denn schließlich hat ja dann doch eine Sonderzuweisung aus Hannover die gähnend offenen Löcher gestopft.

Dennoch — der Kampf um so viele Selbstverständlichkeiten hat Sie ermüdet, auch wenn man Ihnen das äußerlich nicht ansah. Sollten Sie resignierend zurückgesteckt haben, die Benutzer der Landesbibliothek hätten davon allerdings nichts bemerkt. Sie entsinnen sich noch heute dankbar der vielfältigen Anregungen, der nie versiegenden Auskünfte und Ratschläge, die Sie ihnen stets mit der Frage „Wie kann ich Ihnen helfen?" anboten.

Lieber Chef, ich will, wie ich hier so schreibe, kein streng objektives Bild von Ihnen aufzeichnen; ich bin stolz und froh, m e i n Bild von WGF entwerfen zu können. Sie würden bei Ihrer souveränen Kritik und Ihrem feinen Humor mich wahrscheinlich mehrfach beim Ohr genommen haben, weil Ihre Beweggründe eben doch anders waren als von mir vermutet. Sie hatten aber stets auch großes Verständnis für die Schwächen der Umwelt, Sie haben es auch für meinen subjektiven Nachruf. Ob ich Sie

nun richtig gesehen habe oder nicht, ich habe von Ihnen gelernt, und nur das zählt. Ich schätze Sie als verständnisvollen und kritischen Vorgesetzten, als kenntnisreichen und unaufdringlichen Bibliothekar, als hilfsbereiten und erfahrenen Kollegen, als brillanten und faszinierenden Gesellschafter, als einen Menschen, der mir viel gegeben hat.

Wolfgang G. Fischer – aus Dresden in Sachsen. Beide leben jetzt im Herzen der Menschen, die sie lieben und verehren. Ade, lieber alter Chef!

In alter Verbundenheit
Ihr

Walter B a r t o n

Rudolf Joerden

Erinnerungen an Wolfgang Fischer

In der ersten Zeit nach dem Kriege – „Mangel, Schuld, Sorge, Not“ bei jedem zu Gast – reichten die Kräfte kaum zur Bewältigung der täglich neu sich präsentierenden Widrigkeiten. Schnelles Reagieren, Improvisieren, Entscheiden auch bei Gefahr des Fehlgriffs – selbstironisch interpretierten wir dieses für den Bibliothekar von Haus aus ungewöhnliche, hektische Tun mit der noch geläufigen Sprache des Soldaten und nannten es „Taktik“. Zunächst harmlos gemeint präzisierte diese Formel mehr als Selbstironie, nämlich Kritik. Handelte es sich doch um eine Situation, in der weniger Taktik geboten war als „Strategie“; um einen Moment, der wie auf anderen Gebieten auch im Bibliothekswesen ein Umdenken erforderte, ein Abschiednehmen von der Vergangenheit und ein Festlegen neuer Wegrichtung, nicht nur in Detailfragen, sondern das Ganze der wissenschaftlichen Bibliotheken und der Öffentlichen Büchereien betreffend. Heute würde man zu glückhafter Durchführung einer solchen Radikalkur eine gründliche „Systemanalyse“ für unerläßlich halten, wir kannten weder das Wort, noch die Sache, und wenn wir besser unterrichtet gewesen wären, hätten für solche vergleichsweise behagliche Weise wissenschaftlicher Fundierung Zeit und Kraft gefehlt. Alle Versuche, sich von der Misere des Tages frei zu machen und den Blick planend auf

die Zukunft zu richten, waren zur Vergewisserung angewiesen auf den Gedankenaustausch mit Kollegen, d. h. aber polemische Diskussion, wobei sich nur schrittweise herausstellen konnte, wo längst überholte Positionen verteidigt wurden und welche der höchst gegensätzlichen Entwürfe einer besseren Zukunft Tragkraft beweisen würden.

Die Hamburger Öffentlichen Bücherhallen verfügten noch über e i n Büro, in dem das Fenster verglast, das Dach dicht und die Heizung in Betrieb war, das winzige Arbeitszimmer von Lilli Volbehr in der Bücherhalle Mönckebergstraße, jenem ideal gelegenen Schumacher-Bau, dessen heutiger Bewohner – ein Restaurationsbetrieb – den alten Namen pietätvoll bewahrt. In eine der dort sich abspielenden Diskussionen wurde überraschend der Besuch von einem Dr. Fischer angesagt, niemand kannte ihn. Herein kam ein großgewachsener, auffallend gut aussehender Mann, der sich als Direktor der Landesbibliothek Oldenburg vorstellte, er suche in dieser Zeit der Neuorientierung das Gespräch mit benachbarten Kollegen, und er komme zu Bibliothekaren der öffentlichen Büchereien, weil sein Institut auch die Volksbüchereien des Regierungsbezirks zu betreuen habe.

Fortan bekamen unsere Besprechungen, Verhandlungen, Tagungen ein anderes Gesicht, sie wurden im Wortsinn durch Fischers Dabeisein bereichert. Wenn er das Zimmer betrat, mit einer kurzen und immer höflichen Bemerkung einen treffenden Einwand, der selbst den verbissenen Kampfhahn außer

Gefecht setzte, vorzubringen oder durch Scherz und befreiendes Lachen die Dimension des Streits in angemessene Relation zu setzen wußte, diktierte er ein Niveau, dem sich jeder gewachsen zu zeigen hatte. Es war seine Stärke, vielleicht von manchem Kontrahenten in der Hitze des Gefechts als Schwäche ausgelegt, daß er sich nie zum Parteigänger machen ließ, selbständig klaren Kopf behielt und doch immer bereit war zu einem fairen, produktiven Kompromiß. Er war in seinem Auftreten, seiner Argumentation und Überzeugungstreue einer jener Menschen, auf die der Ehrenname Gentleman genau paßt, wie er sich denn mit gutmütigem Humor die Charakterisierung „Kavalier der alten Schule" nachsagen ließ.

In einem Punkt allerdings kannte er bei aller Verständigungsbereitschaft keinen Kompromiß, und obwohl er oft das Gefühl gehabt haben muß, er predige tauben Ohren, im Verhandeln mit seinen Kollegen im engeren Sinne nicht anders als mit den Volksbibliothekaren, ließ er von dieser These nichts abhandeln: die Zukunft gehöre einer Einheit des gesamten Bibliothekswesens, gegliedert zwar nach speziellen Funktionen, aber zusammengehörig durch wenn nicht identische, so doch eng verwandte Aufgaben, angewiesen auf Kooperation aller Institute, basierend auf Durchlässigkeit des Personalkörpers. Er stand da in einer Reihe mit einer nicht allzu großen Zahl von Kollegen der älteren Generation wie Juchhoff und Langfeldt, Sulz und Jansen, Busch sen. und Schmitz-Veltin – lange Zeit kämpfend gegen Wind und Wetter, bis mit einer neuen Generation

die Zukunft zu richten, waren zur Vergewisserung angewiesen auf den Gedankenaustausch mit Kollegen, d. h. aber polemische Diskussion, wobei sich nur schrittweise herausstellen konnte, wo längst überholte Positionen verteidigt wurden und welche der höchst gegensätzlichen Entwürfe einer besseren Zukunft Tragkraft beweisen würden.

Die Hamburger Öffentlichen Bücherhallen verfügten noch über e i n Büro, in dem das Fenster verglast, das Dach dicht und die Heizung in Betrieb war, das winzige Arbeitszimmer von Lilli Volbehr in der Bücherhalle Mönckebergstraße, jenem ideal gelegenen Schumacher-Bau, dessen heutiger Bewohner – ein Restaurationsbetrieb – den alten Namen pietätvoll bewahrt. In eine der dort sich abspielenden Diskussionen wurde überraschend der Besuch von einem Dr. Fischer angesagt, niemand kannte ihn. Herein kam ein großgewachsener, auffallend gut aussehender Mann, der sich als Direktor der Landesbibliothek Oldenburg vorstellte, er suche in dieser Zeit der Neuorientierung das Gespräch mit benachbarten Kollegen, und er komme zu Bibliothekaren der öffentlichen Büchereien, weil sein Institut auch die Volksbüchereien des Regierungsbezirks zu betreuen habe.

Fortan bekamen unsere Besprechungen, Verhandlungen, Tagungen ein anderes Gesicht, sie wurden im Wortsinn durch Fischers Dabeisein bereichert. Wenn er das Zimmer betrat, mit einer kurzen und immer höflichen Bemerkung einen treffenden Einwand, der selbst den verbissenen Kampfhahn außer

gelegentlich und im Husch vorübergehend möglich, einen Blick hinter seinen Vorhang von urbaner Liebenswürdigkeit und Noblesse zu werfen. Wenn wir andern zu leicht der Versuchung erlagen, die Spezialitäten des eigenen Tätigkeitsfeldes als Paradigma zu empfehlen, wäre bei ihm eine Redewendung wie „bei uns in Oldenburg" völlig undenkbar gewesen. Es blieb nahezu aussichtslos, ihn über die Probleme bei der Organisation des ländlichen und kleinstädtischen Büchereiwesens seines Bezirks oder über die Funktion der Landesbibliothek im Lande Oldenburg auszufragen, wie er auch seine Vortragstätigkeit im Rahmen der Volkshochschule über Themen der Kunstgeschichte und Kunstbetrachtung so gut wie unerwähnt ließ. In einer eigenartigen Mischung von zurückhaltender Bescheidenheit und selbstverständlicher Sicherheit war er alles andere als sein eigener Impresario. So erschien es mir wie eine Auszeichnung, als vor wenigen Jahren bei unserem letzten Zusammensein sein lebhafter Widerspruch gegen einen meiner Aufsätze laut wurde und wir uns unversehens fern von allen fachlichen Verengungen und Verklemmungen in ein Streitgespräch verwickelt sahen, in dem sein intensiver Umgang mit philosophischen Texten und sein Reflektieren über die Aufgabe der Philosophie bei der Organisation der Wissenschaften in Fülle Munition lieferte für Breitseiten aus allen Kalibern.

Man kann an Wolfgang Fischer nur mit Dankbarkeit zurückdenken, mit Dank für die Vorbildlichkeit seines Auftretens, für die Fairness seiner Argumentation, für die Treue und Standhaftigkeit seiner Überzeugung.

Armin Dietzel

Gedenken an Dr. Wolfgang Günther Fischer

Am 9.7.1973 verstarb nach schwerer Krankheit der frühere Direktor der Landesbibliothek und Leiter der Fachstelle für das Öffentliche Büchereiwesen Oldenburg Dr. Wolfgang Günther Fischer im Alter von 67 Jahren. Vier Tage danach nahm seine Familie unter starker Beteiligung der Oldenburger Öffentlichkeit in einer Trauerfeier in der Garnisonskirche von ihm Abschied.

Die Tätigkeitsbereiche des Verstorbenen gingen weit über die Bibliothek hinaus. Vor allem war es die Erwachsenenbildung in der Volkshochschule, an der er regen Anteil nahm. Im Folgenden wird versucht, seine Wirksamkeit als Bibliothekar zu würdigen.

Am 27. November 1905 in Dresden geboren, wandte er sich nach seinem Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und allgemeinen Geschichte dem Beruf des Bibliothekars zu: Von 1925–1927 volontierte er am Deutschen Museum für Buch und Schrift in Leipzig und legte im Anschluß daran das Examen für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken ab. Von nun an arbeitete er an der Stadtbibliothek Leipzig, wo er mit den verschiedenen Sparten des bibliothekarischen Dienstes vertraut wurde. 1935 wurde er mit einer Untersuchung „Die Blütezeit der Einbandkunst. Studien über den Stil des 15.–18. Jahrhunderts“ zum Dr. phil. promo-

viert. 1942–1945 im Heeresdienst, fand er seine Familie nach Kriegsende in Jever wieder, wo er sich an der Bibliothek des Mariengymnasiums ehrenamtlich betätigte.

In Oldenburg hatte die Kriegszerstörung des Bibliotheksgebäudes am Damm vom 22. September 1943 die Bibliotheksverwaltung vor große Aufgaben gestellt. Archivdirektor Dr. Hermann Lübbing, der damals die Bibliothek im Nebenamt leitete, und die Regierung in Oldenburg gewannen mit Dr. Fischer den Mann, der vom Mai 1946 an zunächst als Angestellter die Geschäfte führte, seit Mai 1949 als Direktor die Bibliothek zielbewußt leitete und mit dem kulturellen Leben der Stadt verband. Erste Aufgabe war der Umzug aus dem Schloß, in dem die Bibliothek notdürftig untergebracht war, die Zusammenführung der weiteren ausgelagerten Bestände und die Neueinrichtung der Bibliothek im Zeughaus, das die englische Besatzungsmacht dafür freigegeben hatte. Erst nach und nach konnte der ganze Ostflügel des Gebäudes mit fünf Magazingeschossen ausgebaut, die Benutzung der Ausleihe, Katalograum und Lesesaal im 1. Obergeschoß und die Verwaltung im 2. Obergeschoß eingerichtet werden. Der Einbau eines Aufzuges ermöglichte einen beschleunigten Benutzungsdienst. Unter Verwendung sparsamer Mittel ist es Dr. Fischer gelungen, die Bibliothek nicht nur stilvoll, sondern auch praktisch einzurichten.

Er hatte die geistige Beweglichkeit, gegenwärtig vorliegende Aufgaben nicht nur zu sehen, sondern sie

auch im Zusammenhang anzupacken und zu meistern. In der Volkshochschule lehrte er von 1946 an Kunstgeschichte; seit 1949 war er deren Vorsitzender. Im Rahmen der Fachstelle für das Öffentliche Büchereiwesen in Oldenburg, die er nebenamtlich leitete, übte er die Obsorge des Landes für über hundert, meist kleinere kommunale und kirchliche Büchereien aus. Oft war er mit seinen Mitarbeitern unterwegs, um an Ort und Stelle zu raten und planen zu helfen. Die Begrenzung der Mittel gestattete nur eine schwerpunktmäßige Förderung. Es war für ihn mehr als ein Berufserfolg, wenn Gemeinden wie Großenkneten, Jever oder Nordenham sich zu wohlgeplanter Büchereiarbeit entschlossen, oft unterstützt durch neue Baulichkeiten. Mit Leihgaben aus der Wanderbücherei förderte er aber auch bescheidene Versuche kleiner Gemeinden, zu einer öffentlichen Buchversorgung zu kommen. Schon die genannten Tätigkeiten verschafften Herrn Fischer einen ausgedehnten Kreis von Freunden und Bekannten, mit denen ihn stets das lebensvolle Interesse verband, die anvertrauten geistigen Güter weiterzugeben.

Im Rahmen der Landesbibliothek vermochte er durch eine ausgewogene Buch- und Zeitschriftenerwerbung die nicht gerade üppigen Mittel so einzusetzen, daß er aufbauend auf den guten Altbeständen mit der Auswahl aus den Neuerscheinungen vielen etwas zu bieten hatte. In den Jahren knapper Licht- und Kohleversorgung schuf er in der Landesbibliothek eine „Wärmestube für geistige Arbeiter“, die regen Zuspruch fand. Die Tatsache, daß trotz

der empfindlichen Kriegsverluste von ca. 10 000 Bänden und schwerer Beschädigungen an Tausenden von weiteren Bänden die Bestände der Bibliothek rasch wieder zur Verfügung standen, fand ihre öffentliche Anerkennung durch die Leihverkehrsordnung von 1951, die die Landesbibliothek zur regionalen Leitbibliothek nicht nur für den Verwaltungsbezirk Oldenburg, sondern auch für die Regierungsbezirke Aurich, Stade und Osnabrück machte. Die damit verbundenen Aufgaben waren nur bei stärkstem Einsatz aller Mitarbeiter zu schaffen, zumal Herr Fischer der Benutzung am Ort durch die Einführung des Sofortdienstes sichtlich den Vorrang gab.. Das wußten viele Oldenburger Leser sehr zu schätzen. Mit manchen von ihnen pflegte Herr Fischer auch persönliche Kontakte; oft schaltete er sich in schwierigen Recherchefällen selbst ein. Die Dauerleihgabe der Bibliothek der Deutsch-Französischen Gesellschaft brachte einen neuen zusätzlichen Interessenkreis an die Bibliothek.

Weitgespannt waren seine persönlichen Verbindungen. Sein Mitwirken im Oldenburger Kunstverein und Oldenburger Landesverein und seine Zugehörigkeit zur Literaria trugen dazu bei. Im Arbeitskreis der Leiter der staatlichen Kulturinstitute tauschte er Erfahrungen und Informationen aus. Seine Tätigkeit als Bibliothekar hat durch die Kenntnis der Verhältnisse, in denen er zu wirken hatte, nur gewonnen. Persönliche Verbindung pflegte er auch zu den Buchhändlern der Stadt, die ihrerseits durch aktive Mitwirkung bei der Vorlage von Ansichtssendungen den Bestandsaufbau unverkennbar förderten.

Ausgesprochenes Vergnügen bereitete es ihm, wenn er Schüler- oder Studentengruppen durch die Bibliothek zu führen hatte und er wie aus unermeßlicher Fülle bibliophile Kostbarkeiten von der vorreformatorischen Zeit bis ins 19. Jahrhundert auf den Tisch legen konnte oder eine kleine Einbandsammlung erläuterte, die er aus beispielhaften Stücken zu einer Dauerausstellung vereinigt hatte. Das Buch war für ihn mehr als ein bloßer Datenträger aufgespeicherten Wissens; im zutreffenden Fall war es für ihn ebenso Kunstgegenstand, der ihn zu echter Begeisterung führte, aus der heraus er schaffen konnte. Kein Wunder, daß er sich für die Zeit seines Ruhestandes die Bearbeitung eines weit gespannten Themas „Das Buch in der bildenden Kunst" vorgenommen hatte, wofür er umfangreiches Material gesammelt und Einzelstudien gemacht hatte. Durch Museumsreisen gedachte er es zu vervollständigen. Ein Abschluß der Arbeit war ihm nicht beschieden.

Durch vielerlei Maßnahmen verstand es Herr Fischer, die an der Bibliothek vorhandene Literatur dem Benutzer leichter zugänglich zu machen: So durch die vierteljährlich erscheinende Neuerwerbungsliste, durch ein Zeitschriftenverzeichnis (1964) und ein von seinem langjährigen Vertreter Walter Barton bearbeitetes Verzeichnis aller oldenburgischen Zeitungen, die in den allermeisten Fällen auch an der Bibliothek vorhanden sind. Die wichtigsten Neuerwerbungen stellte er in einer Freihandbücherei im Lesesaal zur Verfügung. Aus ihr konnte selbstverständlich auch entliehen werden. Freilich setzten Mangel an Raum und Personal diesen Bemühungen

Grenzen. Auch mußten hinter den vorrangigen Benutzungsdiensten, an denen sich alle Mitarbeiter zu beteiligen hatten, andere Aufgaben zurücktreten. Eine der wichtigsten, die 1961 begonnene Abschrift des alten Bandkataloges für den einheitlichen alphabetischen Katalog und zur Titelmeldung an den Niedersächsischen Zentralkatalog, wird demnächst zum Abschluß gebracht.

Nach seinem Eintritt in den Ruhestand(1968) nahm Herr Fischer noch ein ganzes Jahr an den Kaufsitzungen teil. Neben seiner Vorliebe für Kunst und Architektur zeigte er hier seine vielseitigen Interessen, insbesondere für alles Neue von der modernen Literatur bis zur Entwicklung neuer Wissenschaftszweige, seine Kenntnis geistiger Bewegungen und zahlloser Autoren aus Vergangenheit und Gegenwart und nicht zuletzt seine umfassende Kenntnis oldenburgischer Verhältnisse und Persönlichkeiten.

Als Herr Fischer 1967 zur 175-Jahrfeier der Bibliothek einlud, war es ihm gelungen, als Festredner Dr. Wieland Schmidt, Bibliotheksdirektor der Freien Universität Berlin, zu gewinnen. In seinem Vortrag legte der Gast dar, wie eine Bibliothek immer wieder vor die Besinnung über die ihr zukommenden Aufgaben gestellt wird. Diese Besinnung hat zu seiner Zeit Herr Fischer fast spontan durchgeführt. Für diese Aufgabe hat er sich als Mitglied der Bibliothekskommission bis zuletzt eingesetzt. Hier entbehren wir ihn am meisten.

Daß Herr Fischer trotz aller dienstlichen Verpflichtungen noch die Zeit fand, auf persönliche Anliegen

der Mitarbeiter einzugehen, zu helfen und zu fördern, hat ihm die Dankbarkeit vieler eingetragen. Daß er es verstand, mit seinen Leuten nicht nur zu arbeiten, sondern auch Betriebsausflüge zu machen und zu feiern, schuf ein frohes Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Gerne beteiligte sich Herr Fischer auch an überörtlichen Aufgaben. Im Niedersächsischen Beirat für Bibliotheksangelegenheiten, in der Konferenz der Fachstellenleiter und anderen Gremien waren sein Wort und Rat sehr geschätzt.

So stand Herr Fischer als Bibliothekar zugleich in wie über den Alltagsdingen, immer aber stand er mitten unter den Menschen, denen er als Berater und mitdenkender Freund diente. Ihm gebührt unser Dank.

Inhalt

Seite



HEINZ HOLZBERG VERLAG
OLDENBURG